



Uwe Herms

Willy der Wal, Star der Tierpublizistik

Auch in der Tierpublizistik gibt es so etwas wie Starkult, Blaues Blut, Medien-Adel, gibt es Tragik und Beglückung, Angst und Begehren. Wildnis, Zoo und Haushalt wimmeln von Geschöpfen, auf die sich menschliche Phantasien und Bedürfnisse projizieren lassen, Freiheit und Geborgenheit, Kühnheit, Schönheit und Ruhm. Das alles scheint aber nicht blattfüllend zu sein. Trotz ihrer Artenvielfalt, trotz attraktiver Angebotspalette vom einfachen Wattwurm bis zum Primaten genießt die Tierwelt nicht das Interesse einer vollfleischig entwickelten Regenbogenpresse.

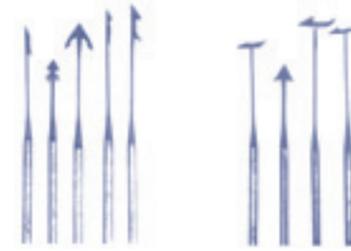
Human interest stories über Repräsentanten des Tieradels finden ihren Platz in Boulevardblättern und gehobenen Abonnements- und Kioskerzeugnissen vor allem dann, wenn sie sehr gefährdet sind, ein blutiges Schicksal erleiden oder Randalen machen. Dann wird die pelztragende Kegelrobbe von der Wiege bis zur Bahre vorgeführt. Oder der Elefantenclan, der marodierend in seine angestammten Güter einbricht und die Enteignung durch die Hirntiere rückgängig machen will.

Zu den Hohenzollern oder Wittelsbachern der Tierwelt gehört irgendwie auch der Pandabär. Traditionsbewußt vegetarisch, ernährt er sich ausschließlich von einer seltenen Bambusart. Wählerisch bei der Fortpflanzung, zeigt er einen geradezu dekadent geringen Impetus. Für hohe diplomatische Ziele läßt er sich von seinem Wirtsvolk an andere Völker verschenken. Zur Jeunesse dorée muß man die munter parlierenden Delphine rechnen. Ob auf freier Wildbahn oder abgerichtet im Bassin, sie scheinen stets in Partystimmung. Zum Image der Delphine gehört nicht, daß sie »Zahnwale« und in Wahrheit die furchtbarsten Raubtiere der Welt sind. Aus anthropomorpher Perspektive weist ihr Schnabelgesicht durchweg ein Lächeln auf, ein Lächeln wie von Mona Lisa. Bezeugt es Duldung? Ist es eingeübtes Keep-smiling? Oder Zähnefletschen? Zeigt es uns die ursprüngliche Heiterkeit der Natur? Das verführbare menschliche Herz schwankt zwischen Hingabe und Habacht.

Eine herausgehobene Stellung besetzt seit zwei Jahrzehnten ein monströs großes Wassertier, das generalisiert als Wal bezeichnet wird, eine Art König der Meere und mächtiger Fleischbrocken für Japaner. Der Wal ist ein Tier der Bibel. Wir haben also alte Bildvorstellungen von ihm. Auf Gottes Geheiß verschlang er den Propheten Jonas, ohne ihm etwas anzutun. Er gewährte ihm Klausur. Er spie ihn auch wieder aus.

Vor Jahrtausenden waren Wale offenbar größer als heute, also noch unbegreiflicher in ihrer tierischen Urgewalt und Zeugenschaft der Schöpfung, irgendwie der Sintflut näher. Der Wal hat etwas Archetypisches. Stirbt er, so erscheint sein Tod besonders ergreifend. In älteren Darstellungen erscheint er beinahe unsterblich, er werde »tausend« Jahre alt, er werde zweihundert Fuß lang. Kein Ozean ist ihm zu groß, in allen Meeren ist er zu Haus. Die Walfänger hatten ihn gesehen, gejagt und erlitten. Er war die verkörperte Lebensgefahr. Wurde er Beute, so brachte er Wohlstand. Seinen leviathanischen Mythos erscrieb Hermann Melville mit dem Roman »Moby Dick«. Der Pottwal (Physeter catodon), von seiner Verbreitung her ein echter Kosmopolit, verkörpert das Böse. Tatsächlich ist er ein reißendes Raubtier. Der Wal, ein magisches Wesen, erschien unzähmbar, anders als der »gelehrige Delphin« oder der Elefant. Die Nachricht, er könne aussterben, wirkte auf manche Menschen numinos wie die Nachricht vom Sterben der Schöpfung. Vom Wal geht eine imaginative Kraft aus, die ihn zum Herrn über die menschliche Phantasie macht. Er zähmt den Menschen eher als der Mensch ihn.

Neuerlich kam uns der Wal durch seinen »Gesang« nahe, saxophonähnliche Geräusche, mit denen sich die Herden im Ozean über erstaunlich große Entfernungen verständigen. Kein Mensch kann so laut rufen, das machte betroffen. Wenn man schon nicht von Deck eines Forschungsschiffes aus die Mikrofonübertragungen mithören



oder gar unter Wasser in der Herde mitschwimmen konnte, so war es doch bald möglich, Andachtsstunden vor dem häuslichen Kassettendeck zu halten. Statt Wale zu schlachten, wurden ihre »Gesänge« ausgeschlachtet. Die Industrie verarbeitete sie für Hörkassetten zu akustischem Walöl, sogar mit Beiheft. Bei aller ambrahaften Fremdheit der Töne und einem Restrisiko der Unverständlichkeit dieser Unterwassersprache kam doch so etwas wie familiäre Nähe auf, im Gewoge textloser Gesprächskakophonien zwischen Kalb und Kuh, Vater und Mutter aus der ozeanischen Wildnis der Wale.

Die Märchen der Kindheit hatten schon von richtig sprechenden Rehen und Pferden gewimmelt, und manche Märchenmenschen konnten sogar die Vögel im Walde mit ihren Warnungen und Weissagungen verstehen. Die Wale aber konnte man nun »real« hören – wenn auch nicht in Menschensprache, so doch nachvollziehbar dokumentiert, im eigenen Zimmer, über Verstärker. Ihre Stimmen klangen hallig, wie von weit, weit her, quasi vierdimensional. Das lag an der Größe des Ozeans, fast so groß wie der Weltraum. Vielleicht waren es doch Botschaften aus der Anderwelt? Vermittelt durch ein Tier, dem wir zuhörtten, statt es zu erziehen? Das vielleicht uns etwas zu sagen hatte, anstatt wir ihm? Das nicht unser Dressurobjekt war, sondern wir auf magische Weise seines? Die romantische Anziehung des Menschen durch die Wildnis wächst, wie es scheint. Vielleicht wird die Wildnis den Menschen eines Tages paradoxal zum Wilden domestizieren?

Handfest und für Schlagzeilen der Tagespresse geeignet ist seit geraumer Zeit die Story von Keiko, dem Killerwal. Der Vorgang ist bekannt unter dem Projekt-Namen »Free Willy!«, ein idealer Fall für die Regenbogenpresse, tatsächlich eine Hollywoodinszenierung von großer massenmanipulativer Effizienz.

»Free Willy« klingt nach Wortspiel: Willy befreien, Willy den freien Willen, die Selbstbestimmung wiedergeben, als sei er ein Gefangener selbstverschuldeter Unmündigkeit und könne nunmehr aus ihr heraustreten. Willy ist Keiko, Keiko, das frei geborene Raubtier des Atlantiks, das in Gefangenschaft geriet, im Showgewerbe versklavt, durch glückliche Fügung entdeckt und freigekauft wurde. Nach endlicher Heimkehr an die Gestade Islands lernt er neu die fast vergessene Wasserwildnis seiner Kindertage kennen, lernt wieder tauchen und jagen, lernt, was es heißt, ein freier, selbstverantwortlicher Zahnwal im Kreise seiner Lieben zu sein. In der Welt der

Menschen sind solche Lebensläufe bekannt und gehören zu den Topoi der Barockliteratur. Damals gab es erst das Schicksal, dann die Erzählung davon. Im Falle Keiko ist es (fast) ganz und gar umgekehrt.

Keiko gehört zu den Delphinen, er ist ein Schwertwal, Orcinus orca. Solche Tiere werden professionell gefangen und an Vergnügungsparks verkauft, wo sie, abgerichtet, zur Schau gestellt werden. Ihr Dasein in engen Bassins entspricht der kommerziell orientierten Käfighaltung, es ist umfassend denaturiert. Keiko wurde als Zweijähriger 1979 bei Island aus dem Nordatlantik gefischt, 1982 nach Kanada, 1985 nach Mexico City verkauft, an den Vergnügungspark Reino Aventura.

Hier beginnt eine Hollywood-Geschichte, wie sie das Leben, inszeniert von den Medien, schreibt. Für den Film »Free Willy« (Warner Bros.) stellt der Killerwal Keiko einen Killerwal namens Willy dar, der unter den skrupellosen Eigentümern eines Vergnügungsparks zu leiden hat. Aber ein aufgeweckter Junge verhilft ihm zur Freiheit. Der Film wird ein Kassenerfolg, alle Welt will wissen, was aus Willy wird, denn Film und Wirklichkeit wachsen in der Phantasie zusammen. So schlägt das Filmschicksal Willys auf das tatsächliche seines Darstellers Keiko zurück. Aus der vom Film und den berichtenden Medien erzeugten Anteilnahme entsteht eine Volksbewegung zur Befreiung Keikos, unterstützt von Warner Bros., die den gefangengehaltenen Keiko gebraucht hatten, um das Schicksal des gefangengehaltenen fiktiven Willy darzustellen, eine quasi tautologische Angelegenheit, die inzwischen zwei weitere Willy-Filme nach sich gezogen hat, in denen nun der gefangengehaltene Keiko als Darsteller seiner selbst auftritt. Das Projekt »Free Willy« gipfelt 1998 nach allerlei Zwischenstationen in der Aussetzung Keikos im Nordatlantik, bisher noch in einem in einer Bucht abgesteckten Freigehege. Die ganze Angelegenheit ist ein Millionen-geschäft, getarnt als Mitleidsaktion zur Befreiung eines entmündigten Tieres, zum Rücktransport des denaturierten Wildlings in die Wildnis, aus der er zu Geschäftszwecken entführt worden war. Keiko, das der Wildnis entfremdete Wildtier, wird ausgewildert.

Ein etwa 20 Jahre alter Wal wird nach etwa 18jähriger Gefangenschaft ausge>wildert«. Er ist aber aller »natürlichen« Lebensform entwöhnt. Er hat unter toter Mangelernährung, gefälschtem Wasser, fehlendem Bewegungsspielraum und Entzug der Gesellschaft anderer Wale gelitten. Er ist physischem und psychischem Siechtum



Wir ahnen, daß es jenseits der Epochen einen zeitlosen, einen religiösen, einen zumindest sehr praktischen, dialektisch umkehrbaren Zusammenhang zwischen uns und der archaischen Natur geben muß, und zwar von alters her.

ausgesetzt gewesen. Er wurde von seinen Wärtern dressiert. ›Auswilderung‹ verlangt die Aufhebung aller Umstände, an die er gewöhnt war. Auch das verlangt Dressur, ein Dutzend Leute sind mit seiner Abrichtung für die Wildnis beschäftigt, um die Perversionen seiner Abrichter und Wächter zu pervertieren. Ein absurder, wahrer Vorgang, den der Walfänger, der ihn 1979 aus dem Wasser holte, 1998 so kommentierte: »Man hätte Keiko in kleine Stücke zerschneiden und als Nothilfe in den Sudan schicken sollen. Aus seinem Fleisch ließen sich 60 000 Frikadellen machen, mit denen man sehr, sehr viele Menschen eine Weile satt machen könnte.« Auch Greenpeace setzt »andere Prioritäten« und bezweifelt den Sinn und die Erfolgsaussichten der Unternehmung.

Nicht nur die Gefangenschaft, auch die Auswilderung Keikos ist ein Akt menschlicher Willkür. Wissenschaftler und Trainer, Aktionsgruppen und Fernsehsender, Internet- und Filmfirmen erfinden das Alibi der Tierliebe. Millionen bewegter Seelen projizieren ihre Freiheitssehnsucht auf ein Wildtier. Sie täuschen sich und andere über die wirklichen Problemlagen, die sich aus dem Bibelwort »macht euch die Erde untertan« resultieren. Vielleicht aber sind diese Bedenken unangemessen. Vielleicht waltet eine höhere Vernunft als die vernünftige. Hat nicht in Wahrheit das Opfer über die Täter gesiegt, der Edle Wilde die Zivilisation zu beherrschen begonnen, das Tier die Medien der Menschen erobert?

So vielfältig die beiden Hauptgruppen der Mystacoceti und Odontoceti, der Barten- und Zahnwale, auch untergliedert sind, für die publizistische Mythenbildung gilt *der Wal an sich*, verschwommen orientiert an der vermeintlich kuhartigen Gemütlichkeit von Bartenwalen. Sein Wappen ist eine haushohe Schwanzflosse, ästhetisch und funktional optimiert wie von der Schiffsbauversuchsanstalt, in Abstimmung mit einer Werbefirma für den Artenschutz. Der Wal reckt sie immer wieder derart lustvoll aus dem Wasser, daß Publikumszeitschriften sie dem voyeuristischen Blick auf farbigen Doppelseiten präsentieren. In Trailern zu Dokumentarfilmen peitschen solche

Schwänze den Ozean, als sei Moby Dick und mit ihm die Urgewalt des Bösen wiedergekehrt.

Fast metaphysisch ist der Trost, auf dem Sofa und nicht im Boot des Harpuniers zu sitzen, und keiner möchte so unerlöst vom Trauma des verlorenen Beins weiterkämpfen müssen wie Kapitän Ahab. Möchte es wirklich keiner? Hat nicht der phantasie- und sprachgewaltige Erzählgott Melville mit Moby und Ahab zwei ineinander verknäulte Antagonisten geschaffen, deren Handlungsmodell modern und übertragbar ist wie das Alte Testament? Ist nicht, in vertrackter Dialektik, Ahab der literarische Urahn terroristisch handelnder Tierschützer, die mit ihrem ideologischen Holzbein nach dem Bösen treten? Dem Bösen, das für sie Menschengestalt hat, wie für Ahab das Böse die Gestalt des Weißen Wals? Sind nicht solche Tierschützer und die vermeintlich bedenkenlosen Tiernützer Menschen derselben Widersprüchlichkeit, sind Metaphern der ›beiden Seelen in unserer Brust?‹ Die das Gute wollen und das Böse tun? Oder das Böse wagen, um das Gute (das Nützliche) zu erreichen?

Wir ahnen, daß es jenseits der Epochen einen zeitlosen, einen religiösen, einen zumindest sehr praktischen, dialektisch umkehrbaren Zusammenhang zwischen uns und der archaischen Natur geben muß, und zwar von alters her.

So ist der Leviathan aus dem Buche Hiob nicht bloß das Krokodil vom Nil oder der rücksichtslose Staat des Thomas Hobbes. Mit allerlei Metamorphosen des Begriffs kann der Leviathan auch eine genießbare Erscheinung annehmen. Nach altjüdischer und talmudischer Vorstellung ist er letztlich für das Gastmahl im Paradies vorgesehen. Dort soll er als walartig großes Wasserwesen »von den Gerechten« aufgegessen werden.

Im 74. Psalm, einem Gebet um Hilfe, wird von Gott gesagt: »Du zerschlägest die Köpfe der Walfische, und gibst sie zur Speise dem Volk in der Einöde.« Beschworen, erbeten wird also eine gute Tat Gottes gegenüber den Menschen. Er möge das Meer große Wale an den Strand schmettern lassen, um den Anrainern aus der Not zu helfen. Das galt für biblische Gestade, traf aber noch im



19. Jahrhundert für die Bedürftigen der deutschen Nordsee zu. Der Dichter Ferdinand Freiligrath schildert einen solchen Vorfall in einer gedankenreichen, sehr langen Reimerei mit dem Titel »Leviathan«: »(Es) naht / Der Öde Volk, das jubelnde, aus seinen Hütten am Gestad. / Sie sehn den Sohn des Ozeans, den Leib vom Eisen aufgeschlitzt; / Zerschmettert sehen sie das Haupt, das fortan keine Strahlen spritzt.« Freiligrath kann sich jedoch nicht richtig mitfreuen über die gewaltige Ausbeute an Fleisch, Fett und Fischbein, für die der kuttergroße Meeressäuger ausbluten muß: »Und jene tanzen jauchzend um den Blutenden; mir aber war, / Als glotzt' er halbgeschlossnen Augs verächtlich auf die rohe Schar. / ... / Als murrte' er röchelnd in den Sturm: ›O miserable Menschenbrut!‹«

Freiligrath läßt sodann den Wal selber eine opernähnliche Sterbearie sprechen. Sie erweist ihn als Edlen Wilden und Naturburschen, den zivilisatorische Tücke zu Fall gebracht hat. »O Zwerge, die den Riesen ihr bezwungen habt durch schnöde List! / O Zappler auf dem Trocknen ihr, die mein Gebiet ihr meiden müßt! / Schwächlinge, die das Meer ihr nur in hohlem Boot befahren könnt.« Sogar Freiligrath persönlich, obwohl er ihm Stimme gibt, zu sagen, was er leidet, wird von dem todgeweihten Wal moralisch in die Schranken verwiesen: »Und – bist du besser denn, als sie, der du mich sterben siehst, Poet?« Als Augenzeuge niedrigen Geschehens darf er nicht abseits stehen, dichten reicht nicht im gesellschaftlichen Antagonismus von Natur und Mensch.

Das ist der Konflikt von Geist und Tat, den die Aktivisten des Tierschutzes auszuhalten haben, und schon Freiligrath, eineinhalb Jahrhundert zuvor, hatte ein Bewußtsein davon. Die Bedürftigen der »Öde«, sie begrüßen im Wal ein Geschenk des Himmels, aber nach Armeleuteart als Care-Paket mit Frischfleisch. Der Dichter hingegen erlebt den Einbruch des Numinosen, als er nichts ahnend am Meeresstrand wandelt und den Psalm 74 liest. Der Psalm wird zur Epiphanie in Gestalt blutiger Wirklichkeit.

Noch immer stranden Wale wie von Gott gesandt. Sie haben sich verirrt, sie sind krank, vielleicht lebensmüde. Man weiß es nicht genau. Freiligrath würde staunen. Selbst in der »Öde« herrscht unter der Bevölkerung ein Sättigungsgrad, daß sie kein Mensch mehr aufessen will oder muß. Das wäre vielleicht auch nicht ratsam. Der Verseuchungsgrad mit Schwermetallen, PCB und bromierten Flammschutzmitteln qualifiziert das Walfleisch für den Sondermüll. Die übliche Verarbeitung zu Tier-

körpermehl soll verboten werden, wegen des Nahrungskreislaufs. Das Hinscheiden auf dem Strand wird, wie 1998 auf der dänischen Nordseeinsel Röm, zum touristischen Ereignis. Wächter müssen verhindern, daß Gaffer zu Bergsteigern auf den mächtigen Leibern werden. Es hat die Aura von Tragik, wenn der kolossale, vogelleicht schwimmende Meeressäuger, einstmals ein Landtier, unter dem Angriff der Schwerkraft zusammenbricht, sobald er an Land gerät. Zerbrechende Rippen durchbohren die Lungen, die er sich noch im Meere erhielt, wie Erinnerung an seine Frühzeit. Und es umschwelt ihn das Miasma der Obszönität, wenn sich liliputanerklene Menschen zur Verlostierung des Egos auf dem hinsterbenden Mythos ergehen.

Einen Fortschritt besonderer Art zeigt die Gewinnung von museumsfähigen Gerippen aus den Kadavern. An einem geheimgehaltenen Ort im Norden der Insel Sylt wurde ein Wal eingegraben, um ihn durch Mikroorganismen bis auf die Knochen abzehren zu lassen. Als nach einem Jahr, zum Zwecke des Unterrichts, Schüler die sterblichen Überreste ausgruben, erwies sich, daß die Zeit noch nicht reif war. Im nächsten Jahr wird abermals nachgeschaut werden. Wenn es dann soweit ist, findet Erhitzung auf siebzig Grad statt.

Der Mensch ist der größte Makrophage der Natur. Er möchte sie ganz verzehren. Mundet ihm etwas nicht, so läßt er fressen, durch Feuer, durch Mikroben. Die Welt als Gerippe, die Vision der Nekrophilen.

Vielleicht aber brauchen wir doch nicht alle Zuversicht fahren zu lassen und nehmen uns die – nur scheinbar naive – Lobpreisung der ›Walfische‹ von Barthold Hinrich Brockes, Pastor und Dichter, zu Herzen und Verstande, er schrieb vor mehr als 250 Jahren: »Mein geistiges Auge sieht aufs neu, mit einem geistigen Vergnügen, / In der beweglich tiefen Fluten fast grenz- und bodenlosen Gruft / Ein nicht zu zählend Heer von Fischen, recht wie die Vögel in der Luft, / In einer stetigen Bewegung, so sehr nicht schwimmen, als fast fliegen, / Und überall sich hinbegeben...«

Der ›Walfisch‹, der sich frei in jenem Medium bewegen kann, das seinem besonderen Gewicht entspricht, schwimmt so leicht, als flöge er, ein Genosse von Testudo volans, der fliegenden Schildkröte. Es kommt nur auf das richtige Medium an, damit das Paradoxon sich aufhebt und fliegend leicht wird.